

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 276.

Elbing, den 24. November.

1893.

Aus unserer Zeit.

Von F. Fichtner.

8)

Nachdruck verboten.

„Solche Feierlichkeit bin ich ja von Ihnen gar nicht gewohnt, ich vertraue schon einlge Grobheiten; also raus damit!“

„Sie machen es mir wirklich schwer! Ich habe mir weder Grobheiten, noch Vorwürfe zu gestatten; aber ich fühle mich verpflichtet, in Ihrem eigensten Interesse Sie zu bitten, einmal den Stand Ihrer Casse etwas — zu schonen!“

Bleich vor Wuth, als hätte er einen Schlag ins Gesicht erhalten, fuhr Brauner auf:

„Was sagen Sie mir?! — Sie alter Braukopf und wohl verrückt, daß Sie mir mein eigenes Geld verweigern; geben Sie mir die Schlüssel her!“

Ruhig legte Edert die Schlüssel her! Er hatte etwas Aehnliches erwartet in Rücksicht auf die bekannte Verbtheit, sowie den glänzlichen Mangel an wirklicher Bildung seines Herrn.

„Es handelt sich nicht darum,“ sagte er, „vielmehr um eine ernsthche, bedenkliche Lage Ihrer Finanzen; wenn Sie mit mir gefälligst die Casse durchgehen wollten, so —“

„So würde ich sehen, daß Sie ein Lügner, — ein Betrüger sind! — Diesen Schimpf auf mein Geschäft und meine Person sollen Sie mir büßen!“ schrie Brauner außer sich.

Edert mußte mit zitternder Hand nach einer Stütze suchen, ehe er im Stande war, zu antworten.

Dann sprach er mühsam: „Ich bin ein alter Mann, dessen Haare in Ehren grau geworden sind. In Rücksicht auf Ihre Familie will ich einen Scandal vermeiden; meine Stellung kündige ich hiermit bis zu dem Tage, wo ich vor Ihnen gerechtfertigt bin. Suchen Sie sich selbst einen Bücherrevisor, der die Sache möglichst bald erledigt!“

Augenblickliche unheimliche Stille trat ein; dann sprach Brauner, noch immer bleich, aber beruhigter:

„Es ist nicht möglich, was Sie mir sagen. Mein Geschäft, — dieser colossale Verdienst sollte nicht ausreichen für meine Bedürfnisse? Halten Sie mich für so dumm, daß ich Ihnen das glauben werde?“ Und mit angstvoll fragenden Augen schaute er auf Edert.

Dieser hatte sich abgewandt; er schien etwas zu suchen, und wußte nicht, was. Endlich hatte er seinen Hut gefunden, und ohne ein Wort zu sagen, ging er mit schweren Schritten aus dem Zimmer.

„Geh, alter Dickkopf“, entsetzte Brauner, „wir kommen noch zusammen, und das Ende wird's beweisen, daß Du toll bist.“

Hastig nahm er die Cassenschlüssel, und wollte den Geldschrank aufschließen. Er hielt mit seiner Arbeit inne, und stich über die feuchte Stirn; war es denn Wahrheit, oder hatte ihn ein Traum genarrt?

Wieder schloß er und öffnete den Schrank. Da lagen in dem gewohnten Fach eine Menge schwerer Geldrollen, ebenso entdeckte er einen kleinen Stoß Cassenscheine; erleichtert athmete er auf. Flüchtig überzählte er das Ganze, und steckte eine bedeutende Summe zu sich, nahm einen Zettel, notirte den Betrag und legte ihn zu den Geldern; dann nahm er die Bücher, — sollte er hineinsehen? — er verstand ja doch nichts davon!

Mechanisch löschte er die Lampen und verließ das Comtoir; sämmtliche Schlüssel mit sich nehmend, suchte er dann den Hofwächter auf, und übergab sie diesem zur Verwahrung.

Am folgenden Tage fand die noch wochenlang nachher besprochene Partie statt. Einer der Lustigsten war Brauner. In vollen Zügen schlürfte man das Vergnügen, und die tollste Weinlaune machte sich bereits geltend, als man sich zur Heimfahrt durch die mondbeglänzte, zauberhaft schönen, in Eis und Schnee glitzernden Wald- und Bergparteen rüstete. Man war vollauf besriedigt.

Ja, es war entzückend schön gewesen; das sagte auch Martha, als sie zwar etwas erkoren, aber glücklich in der Erinnerung, die weich belegten Treppen hinauf in ihr behaglich warmes Zimmerchen trippelte.

Die vielen Schmeicheleien des jungen Doktors mit den nachtschwarzen, brennenden Augen gefielen ihr am allerwenigsten; — in dessen, — er tanzte gut, und Papa hatte ihn gern.

Aber da war noch ein anderer junger Mann der ihr immer viel Aufmerksamkeit erwies, ein, junger, angehender Baumeister. Der war ihr bald so bekannt vorgekommen; — ja, sie sagte es sich eben wieder; er war Jemand ähnlich, — Wolfgang, der war ganz ebenso; nur, daß er

das Haar länger trug, was eigentlich für einen Kaufmann gar nicht paßte. „Ach, der gute Wolfgang!“ dachte sie, „ob er etwa gar krank ist? Er sah so bleich aus, gestern, als ich dort war. Ich kann morgen nicht hingehen; soll ich immer erzählen, wie hübsch es war, — und er ist nicht dabel; er kommt nirgends hin. Aber das nächste Mal bitte ich Papa, daß er ihn so einladet, wie die anderen Herren.“

Und mit diesen Gedanken schlossen sich die müden Augen, indefs beinahe der Tag zu dämmern begann.

* * *

Eine bange, gedrückte Stimmung beherrschte die Gemüther der Eckert'schen Eheleute. Als Eckert gestern Abend so bleich und verstört aus dem Comptoir kam, so greisenhaft alt aussah, da merkte Frau Eckert bald, was die Uhr geschlagen. Das Herz that ihr weh, als er nach stundenlangem Schwelgen endlich ihr den Austritt mit dem Herrn erzählte.

Wie hatten sie seit mehr als dreißig Jahren zusammen gedarbt, gespart — entsagt, um ehrlich durch die Welt zu kommen und einen Nothpfennig für das Alter zu erübrigen. Und nun scheute sich derjenige, dem er am längsten und aufopferungsvollsten gedient hatte, nicht, ihn rückwärts in der größtmöglichen Weise zu verdächtigen und zu beschimpfen.

„Das ist der Welt Bohn,“ tröstete Frau Eckert den gebeugten Mann. „Du hast ein reines Gewissen, das ist mehr werth, als alle Schätze und Ehren der Welt. Es liegt ja in Deiner Hand, Dich selbst gerichtlich zu rechtfertigen, aber ich bin selbst nicht dafür; es würde viel Aufsehen machen und für Brauner äußerst nachtheilig werden. Er hätte wohl nicht mehr verdient; aber Frau und Kinder müßten darunter leiden, und das willst Du nicht, das weiß ich.“

Im Stillen dachte sie an das freundliche Mädchen, das ihr selbst so lieb geworden, und an ihren Sohn, dessen Ziele unter dem drohenden Zwiespalt immer mehr verschwanden.

„An ein Bleiben ist nicht mehr zu denken, und zu anderer Stellung bin ich zu alt geworden, das fühle ich heute wie noch nie,“ sagte der Alte ganz muthlos.

„Das hast Du auch nicht nöthig, Vater; Du hast nicht umsonst Dich aller unnöthigen Ausgaben enthalten, und ich habe dazu geholfen, ohne daß Du es weißt. Ich habe gespart am Haushalt, so viel ich konnte und immer etwas übrig behalten, ich dachte, daß es einmal unserem Jungen zu Hülf kommen sollte, indefs der ist jung und wird für sich selbst sorgen, da können wir es auch gebrauchen, wenn es noth thut.“

Gerührt drückte der Alte die Hand seiner Gattin.

„Du hast auch nicht viel vom Leben gehabt, nichts als Mühe und Sorge und hast Dir obendrein noch das geringste Vergnügen versagt. Andere leben in Sauf und Braus.“

„Und ob sie in ihrem Innern besträubt und glücklich sind, das weißt Du ebenso wenig wie ich; auch nimmt es nicht immer ein gutes Ende,“ fiel die Gattin ein.

„Ja, und das Ende meiner Thätigkeit muß ich auf solche Weise finden,“ grollte der Alte, „das ist es, was in mir tocht. Dieser Mensch ist es wirklich nicht werth, treue Menschen um sich zu haben.“

Frau Eckert suchte auf jede Weise ihren Galten zu beruhigen und seinen Aerger hinweg zu reden.

Erst später begaben sich die beiden alten Leute zur Ruhe, ohne dieselbe jedoch zu finden.

Am nächsten Tage fand Eckert seine Schlüssel bereits auf seinem Pulste liegen.

Brauner hatte keine Ruhe finden können; die kalte Nachtlust hatte ihn ernüchert. Nachdem er, zu Hause angelangt, eine Tasse schwarzen Caffee getrunken, hatte er sich in seinem Zimmer auf das Sopha gelegt, um nicht erst einzuschlafen, wie er seiner Frau sagte. In Wahrheit aber vergegenwärtigte er sich die Scene mit Eckert, und konnte den Gedanken, daß doch etwas Wahres an der Sache sein müsse, nicht länger zurückweisen. Er kannte den alten Cassirer lange genug, um zu wissen, daß demselben nichts ferner liege, als seinen Herrn durch grundloses Geschwätz zu reizen.

Der langjährige treu ergebene Diener hatte seinem Herrn stets die größte Achtung gezeigt, obwohl er sehr gut wußte, daß Brauner für Buch- und Cassenführung auch nicht eine Idee von Verständniß besaß.

Dafür hatte dieser dem getreuen Arbeiter auch sein volles Vertrauen geschenkt und ihm ein gutes Gehalt gewährt, wie dies überhaupt bei dem reichen Fabrikherrn eingeführt war. Er bereute auch bei sich, daß er Eckert in der Aufregung der Untreue beschuldigt hatte; indefs war dies nicht zu ändern. Vor Allem jetzt genaue Aufklärung und einen andern tüchtigen Mann an dessen Stelle; denn das wußte er, daß Eckert seine Kündigung aufrecht hielt.

Nach langem Hin- und Hersinnen entschloß er sich, einen Geschäftsfreund um Rath zu fragen; es war dies ein angesehenener Banquier, dem er seine ersten übrigen Gelder anvertraut hatte; dieser würde ihm auch einen sicheren Mann empfehlen können. Mit diesem Entschlusse begab er sich, da es mittlerweile Tag geworden war, in das Comtoir und legte die Cassenschlüssel hin. Eine Stunde später stand er vor dem Hause des Banquiers. Der alte Stitner war noch in seinem Privatzimmer.

„Nun so früh, Brauner? — Schon ausgeschlafen?“ fragte er, demselben die Hand zum Gruße bietend. „Da ist es wohl etwas Wichtiges, was Sie herführt?“

„Nicht gerade etwas Wichtiges,“ erwiderte Brauner, neben dem alten Herrn Platz nehmend.

Es war ihm auf einmal durch den Kopf gefahren, daß die offene Erklärung der Sache

Mißtrauen hinsichtlich seiner Vermögensverhältnisse erwecken könne.

Er sagte daher: „Mein Cassirer ist kränklich und wünscht die Stelle auch seines Alters wegen aufzugeben. Ich wollte bei Ihnen hören, ob Sie mir einen zuverlässigen Mann empfehlen könnten.“

„So, — das thut mir leid! Die alte, treue Seele! Für den Ersatz zu erhalten, wird schwer halten!“ erwiderte der alte Herr bedächtig, in Erinnerung an Brauner's Unkenntniß.

Diesem wurde es etwas unbehaglich.

„Er hat mir selbst gekündigt; — da ist nichts dagegen zu machen, als einen Anderen zu suchen. Sie haben ja große Bekanntschaft in kaufmännischen Kreisen, und könnten mir wohl rathen.“

„Ach, an Leuten fehlt's nicht! — Leider aber in jetziger Zeit für die Ehrlichkeit derselben einzustehen, ist eine gewagte Sache. Die Betrügerelien mehren sich täglich: ein Blatt in die Blätter, und es kommt einem ein gewisses Brauen an!“

„Na, — es wird doch wohl nicht bloß Spitzbuben auf der Welt geben!“ rief Brauner ungeduldig.

„Das ist damit nicht gesagt, lieber Brauner. Ich meine bloß, daß es schwer ist, den Unterschied herauszufinden. Die Besetzung Ihrer Stelle ist eine große Vertrauenssache; ein gewissenloser Mensch kann Ihnen darin sehr nachtheilig werden.“

So ernst hatte sich Brauner die Sache nicht vorgestellt. Er hatte gedacht, für Geld gebe es Leute genug, die ihm Dienste leisteten. Zu unerfahren noch, und selbst zu ehrlich, hatte er sich solche Schwierigkeiten nicht träumen lassen. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab.

„Mag dem sein, wie ihm will; ich muß es eben mit Einem versuchen. Wenn Sie mir heute nicht rathen können, so komme ich morgen wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Manuigfaltiges.

— „Noch ist Polen nicht verloren.“

Das Kreisgericht zu Lublin (Rufsiß = Polen) hat dieser Tage mehrere Wärter des St. Johannis-Hospitals zu Lublin zu Gefängnißstrafen von drei Jahren bis zu drei Monaten verurtheilt. In der Irrenabtheilung des St. Johannis-Hospitals war ein geisteskranker Pole untergebracht, der in seiner Zelle fortwährend das bekannte nationalpolnische Lied „Noch ist Polen nicht verloren“ sang. Zugleich befanden sich in der Irrenabtheilung mehrere Stockrussen. Diese geisteskranken Russen, zufällig alle drei vorzügliche Sänger, lernten von ihrem polnischen Leidensgefährten das in Rußland streng verpönte Polenlied.

Als im September eine Kommission höherer russischer Beamten aus Warschau das Spital inspizierte, war dieselbe auf's Höchste entrüstet, beim Eintritt in die Anstalt von den zufällig am Hauseingang stehenden drei Russen mit dem Gesang des Liedes „Noch ist Polen nicht verloren“ empfangen zu werden. Das Kreisgericht bezeichnete es als im höchsten Grade staatsgefährlich, daß die Wärter der Irrenanstalt den Gesang dieses Liedes geduldet hätten.

— „Das Explosiv = Ideal.“ Der Berner „Bund“ schreibt: Das Neueste auf dem Gebiete der Vernichtungsmittel ist der am 10. November in Thun von Herrn Raoul Pictet aus Genf vorgezeigte Sprengstoff. Der „Genevois“ nennt das Hüllengemisch zeitgemäß ein „Explosiv = Ideal.“ Herr Pictet giebt in einem an den Bundesrath gerichteten Bericht alle Vorzüglichkeiten des neuen „Friedensmittels“ an. Ein untadeliger Explosivstoff soll ohne Gefahren für die umliegende Nachbarschaft hergestellt und versandt werden können; er soll dreifacher Zweckbestimmung entsprechen: der Anwendung in Kriegswaffen, in Minen, zur Zerstörung von Brücken, Tunnels, Viadukten, Kriegsschiffen zc.; er soll nur unter wohl bestimmbar, nie zufälligen Bedingungen zur Explosion kommen; er soll weder erstarren, noch nach der Explosion schädliche Dünste verbreiten; die Aufbewahrung soll leicht, die Herstellung billig zc. sein. Nach diesem Wunschzettel prüfend, er giebt sich, daß kein bisheriger Sprengstoff seinen Anforderungen genügen kann. Herr Pictet versuchte nun auf chemischem Wege, unter Ausschließung aller ungeeigneten Momente, alle Seiten des Problems zu lösen unter Berechnung der Explosions-Temperaturen, der Gasvolumina, der chemischen Zusammensetzung. In Berlin und Thun angestellte Versuche sollen die Richtigkeit der Pictet'schen Lösung erwiesen haben. Durch die Natur der Stoffe, welche zur Zusammensetzung dieser Patronen dienen, habe sich augenscheinlich die Abwesenheit aller Gefahr in Herstellung und Transport dieses Sprengstoffes gezeigt. Weder Stoß noch Schlag, noch langsame Zersetzung in den Niederlagen sollen die unvermuthete oder zufällige Entladung des Sprengstoffes herbeiführen können.

— Ein japanisches Heirathsgesuch.

Die ganze Eigenart der ostasiatischen Ausdrucks- und Denkweise, aber doch ein wenig beeinflusst, durch die von Europa mit Macht eindringenden Anschauungen, zeigt ein Heirathsgesuch, das kürzlich in einer großen japanischen Zeitung zu finden war. Da hieß es: Eine

junge Dame wünscht sich zu verheirathen. Sie ist sehr schön, hat ein rosiges Gesicht, das von dunkeln Kraushaar umrahmt ist. Ihre Augenbrauen zeigen die Form des Halbmondes und der Mund ist klein und hübsch. Auch ist sie sehr reich, reich genug, um an der Seite eines Lebensgefährten am Tage die Blumen bewundern, in der Nacht die Sterne am Himmel besingen zu können. Der Mann, den sie wählen würde, müßte gleichfalls jung, schön und gebildet sein und mit ihr dasselbe Grab theilen wollen. — Es haben sich mehrere Freier gemeldet, die sich für sehr fromm und sehr tugendhaft ausgaben. Aber man weiß nicht genau, für welche der beiden ausgesprochenen Wünsche sich die Jünglinge Japans entschieden — ob sie mit dem jungen, hübschen Mädchen die Blumen bewundern und die Sterne besingen, oder ob sie mit ihm das Grab theilen wollten.

— **Gefährliche Rollen.** Die im spanischen Volke gegen die Mauren herrschende Erbitterung ist dieser Tage in eigenthümlicher Weise zum Ausdruck gekommen. Der Unternehmer des Colon-Zirkus in Madrid plante, wie der „Köln Jtg.“ berichtet wird, die Auf- führung einer großen Pantomime: Kampf zwischen Mauren und Christen, und da er, um das „Maurische Heer“ zu bilden, etwa 100 Statisten benötigte, hatte er in den Blättern eine Nachfrage veröffentlicht, in welcher den Bühnenkünstlern 5 Pesetas für jede Vorstellung in Aussicht gestellt wurden. Der Zirkusdirektor hoffte, daß, wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, eine Unmasse von Anmeldungen erfolgen würde. Sein Staunen war groß, als nicht ein einziger Statist sich einstellte. Da die Zeit drängte, wurde nun eine Vergütung von 10 Pesetas (8 Mk.) in Aussicht gestellt. Doch umsonst, die Statisten blieben aus und die angekündigte Pantomime konnte nicht aufgeführt werden! Keiner mochte die Rolle eines Mauren übernehmen. Ein unterm Blechharnisch des Statisten ergrauter Necker erwiderte, von dem Richterstatter über den Grund dieses Widerstrebens befragt: „Lieber Herr! Viele von uns hätten sich wohl dazu entschlossen, für 10 Pesetas an dem Schauspiel theilzunehmen, wenn nicht eine wirkliche Gefahr damit verbunden wäre. Wir kennen unser Madrider Publikum. Die Aufregung gegen die Ungläubigen jenseits der Meerenge ist zur Zeit hier, in Folge der Vorgänge in Melilla, derartig, daß bei der Aufführung des genannten Kampfes das Publikum in einem gewissen Augenblick sich gewiß dazu hätte hinreißen lassen, den auf der Bühne

stehenden Christen „Verstärkungen“ zuzuführen, die unter dem Beifallsgeheul des übrigen Publikums uns arme Mauren jämmerlich zugerichtet hätten. Da war es doch klüger, wegzubleiben.“

— **Die Macht der Schmeichelei.** Der Vater des großen Schauspielers Unzelmann war Schweineschlächter gewesen. Er war überaus stolz auf seinen Sohn, der Mine geworden, und wenn er ein Lob über seines Sohnes Talent hörte, zerfloß er fast vor Rührung, Freude und Glück. Einst trat eine alte Frau in seinen Laden. „Bitte, Herr Unzelmann, geben Sie mir doch ein halbes Viertel Leberwurst.“ Unzelmann-Vater holt die Wurst vom Haken und will davon abschneiden. „Wissen Sie auch, lieber Meister, daß ich gestern Ihren Sohn habe Komödie spielen sehen? Meiner Seel, er spielt ganz hübsch und ich hätte ihn — “ „So, so? Sie haben meinen Jungen spielen sehen?“ (Das Messer rückt einen Zoll „über“ das halbe Viertel.) — „Natürlich! Ach, und wie himmlisch er aussah! Die hohe Figur, und dann der weiße Federhut und die breite Spitzenkrause — na, und diese edle Sprache, die freien, noblen Bewegungen, so mit Schwung!“ — (Das Messer rückt drei Zoll weiter an der Wurst.) Unzelmann-Vater lächelt beseligt vor sich hin: „Hm! Hm! Na ja! Er ist ein recht tüchtiger Mensch und kann was — “ Die Frau hat das Rücken des Messers wohl bemerkt und schwärmt weiter: „Und gespielt hat er, nein, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie — alle Andern in Grund und Boden!“ — „Nicht wahr? Das sagte ich ja auch immer, gespielt hat er“ (Er rückt eine Hand breit weiter an die Wurst.) Die Frau: „Na, ob! Solchen Ausdruck in der Stimme, und dieses Talent, überhaupt habe ich noch keinen zweiten Schauspieler gesehen, der ihm gleich käme.“ — Das Messer macht Riesenschritte, und die Frau fährt in ihrem Lobe fort: „Wissen Sie, Herr Meister, das ist mal sicher: Ihr Sohn muß mal ans Hoftheater kommen und wird dort Alle überflügeln — o, er ist ein Genie!“ — Unzelmann-Vater preßt die Wurst ans Herz und sagt: „Mein Sohn ein Genie? — Da, hier haben Sie die ganze Wurst, liebe Frau — “ Mehr will die Alte nicht und trollt sich endlich.